

ANDREAS WITTRAHM\*

## BINDEN UND LÖSEN IM LEBENSLAUF

### Drei psychologische Stationen zur Entwicklung der Familie und in der Familie

(Erhalten: 14. April 2015; angenommen: 15 September 2015)

Die Familie stellt in bestimmten Lebensabschnitten jedes Menschen das wichtigste Milieu für seine körperliche, psychische und soziale Entwicklung dar. Zugleich kommt es darauf an, dass sich die Familienmitglieder – nicht nur jedes für sich, sondern auch gemeinsam – als Familie verändern, um in den verschiedenen Lebensphasen und Lebenslagen einander zu fördern, zu stärken und zu stützen. Familien und ihre einzelnen Mitglieder brauchen dazu innere und äußere Ressourcen, soziale Sicherheit und Teilhabe einerseits sowie emotionale Resonanzfähigkeit andererseits. In der Situation der Familiengründung bei der Geburt des ersten Kindes, im Übergang bis zum Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus und bei der Pflege der hochaltrigen Eltern durch ihre ebenfalls schon gealterten Kinder werden die wertvollen familiären Ressourcen und die notwendigen familiären Kompetenzen besonders sichtbar.

**Schlüsselbegriffe:** Elternschaft, Pflege, Pubertät, Bindungstheorie, Entwicklung, Autonomie, Partnerschaft, filiale Krise, Feinfühligkeit, Beziehungsmuster

**Binding and Loosing in the Course of a Career: The Three Important Psychological Stages of Development in and of the Family:** At certain stages of everyone's career the family constitutes the most important milieu of physical, psychological and social development. However, it is important for family members to change not only as individuals but together as a family in order to ensure that they can mutually help, strengthen and support each other in certain situations and at certain stages of life. For that, families and individual family members need internal and external resources, social confidence and participation on the one hand, and capability for emotional resonance on the other. When a family is established, at the birth of the first child, during the transition period when children reach young adulthood until they leave home, and, finally, at the time when elderly children provide care for their very old parents, valuable family resources and the necessary family competencies become particularly visible.

\* Andreas Wittrahm, Caritasverband für das Bistum Aachen, Kapitelstraße 3, D-52066 Aachen; wittrahm@t-online.de.

**Keywords:** parenthood, caregiving, puberty, attachment theory, development, autonomy, intimate relationship, filial crisis, empathy, relationship patterns

## 1. Einführung

In einer Familie teilen Menschen verschiedener Generationen einen langen Abschnitt ihres Lebens, sorgen füreinander, reiben sich aneinander und entwickeln sich miteinander. In vormodernen Zeiten stand dabei die wechselseitige materielle Versorgung im Vordergrund. In der gegenwärtigen Spätmoderne geht es zunehmend darum, füreinander Ressourcen zur Gestaltung eines überwiegend individuell bestimmten Lebens in einer freiheitlichen Welt aufzubauen und zu stärken, einer Welt, in der sich die einzelnen Individuen allerdings auch zunehmend „unbehaust“ erleben (KEUPP 1999, 137).

Die heutige Familie hat aber nicht nur die Spannung zwischen der Autonomie der einzelnen Familienmitglieder und dem familiären Zusammenhalt aller auszutarieren. Sie unterliegt aufgrund der stark verlängerten Lebenserwartung einem mehrfachen Gestalt-Wandel und muss ihre Strukturen und Beziehungsdynamiken den jeweils neu geforderten Funktionen anpassen. Familienentwicklung beschränkt sich also – in der Gesellschaft des langen Lebens – nicht allein auf die erste Lebenshälfte. Nicht nur Elternschaft, frühe Kindheit und Pubertät, sondern auch Großelternschaft oder auch langjährige Pflege alt gewordener Eltern wollen bewältigt werden. Deshalb empfiehlt sich für die Darstellung der Familienentwicklung der Rahmen einer Psychologie der Lebensspanne (BALTES 1990; WITTRAHM 2001) – als Beschreibung der Konstanz und Veränderung des Erlebens und Verhaltens von aufeinander bezogenen Individuen in einem sich historisch wandelnden kulturellen und sozialen Umfeld. Dabei sind die Möglichkeiten und Vorgaben ebenso wie die begünstigenden und erschwerenden Faktoren im Erleben und Verhalten der einzelnen Familienmitglieder wie auch der Familie als System im Blick zu behalten (HOFER 2002).

Dabei sollen zwei theoretische Konzepte den Blick lenken: das dialogische Entwicklungsmodell (RIEGEL 1981; WITTRAHM 2001) als formale und die Bindungstheorie (AINSWORTH et al. 1978; GROSSMANN & GROSSMANN 2006, 2014) als inhaltliche Orientierung. Klaus RIEGEL (1981) beschreibt Entwicklung als lebenslange Notwendigkeit der „Synchronisierung“ von verschiedenen zunächst unabhängigen Veränderungsdimensionen, d. h. von körperlichen, innerpsychischen, sozialen und historischen Veränderungen, die jeder Mensch immer wieder neu aufeinander abstimmen muss. Veränderungen in einer Dimension rufen Veränderungsnotwendigkeiten in den anderen hervor. Bedürftigkeiten in einer Dimension können durch Ressourcen in den anderen Dimensionen ausgeglichen werden, wenn Anspruch und Möglichkeiten nicht zu weit auseinanderklaffen. Mit diesem dialogischen Entwicklungskonzept stellt Riegel einerseits ein Instrument zur Verfügung, um verallgemeinerbare, d. h. für fast alle Frauen und Männer in einer bestimmten Altersgruppe und Lebenssituation zutreffende „Entwicklungsaufgaben“ (HAVIGHURST 1972; HOFER

2002) abzuleiten. Andererseits bleiben so auch die ganz persönlichen Entwicklungsaufgaben im Blick, die sich aus individuellen Schicksalen sowie Entscheidungen ergeben. Das Besondere an der Entwicklung in der Familie besteht schließlich darin, dass wir es hier mit einer Form der „Koevolution“ (WILLI 2007) zu tun haben, denn Familienmitglieder entwickeln sich nicht nebeneinander, sondern beeinflussen sich unmittelbar und nachhaltig über die gesamte Lebensspanne.

Ausgehend von den Beobachtungen der Interaktion von Säuglingen und Kleinkindern zunächst mit ihren Müttern und dann den weiteren Familienmitgliedern haben die Vertreter der Bindungstheorie (vgl. GROSSMANN & GROSSMANN 2014) das aktuell fruchtbarste psychologische Verstehensmodell familiärer Beziehungen erarbeitet, mit dessen Hilfe stärkende Verhaltensweisen und das daraus resultierende Erleben zu veranschaulichen sind. Auch diese Verhaltensweisen wiederum werden von den familiären Protagonisten nicht im luftleeren Raum verwirklicht, sodass neben der Beschreibung idealer Entwicklungsbedingungen in familiären Bindungen immer auch die sozio-kulturellen Umstände zu berücksichtigen sind, die es den Eltern bzw. Kindern erleichtern oder erschweren, füreinander in optimaler Weise zu sorgen.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf drei Brennpunkte familiären Lebens, um exemplarisch die Bedingungen und Möglichkeiten der Entwicklung in der Familie im Europa der Spätmoderne darzustellen: Am Anfang der Familienentwicklung steht (möglichst) ein Paar, das ein förderliches Milieu zum Aufwachsen seiner Kinder gestaltet und dies mit den sonstigen beruflichen und gesellschaftlichen Erwartungen und den persönlichen Vorstellungen der Partner verbindet (2). Später stehen Eltern vor der Aufgabe, ihre heranwachsenden Kinder gut vorbereitet in ein zunehmend selbstständiges Leben zu entlassen, diesen Kindern gegenüber die Elternrolle neu zu bestimmen sowie sich wieder verstärkt einander und ihren sonstigen Lebensthemen zuzuwenden (3). Immer häufiger schließt sich daran die Herausforderung an, die alt gewordenen Eltern in wachsendem Maße zu unterstützen und schließlich im Sterben zu begleiten.

## **2. Familie als Basis für einen sicheren Start ins Leben**

Eine neue Familie entsteht durch eine erste Geburt. Die Frau wird zur Mutter, der Mann ggf. zum Vater und das Paar zur Familie. Wie die beteiligten Frauen und Männer diese Veränderung erleben und welche Aufgaben sie zu bewältigen haben, variiert nicht allein entsprechend der individuellen Konstellation, etwa dem Alter und der sozialen Lage der Eltern oder der Gestalt des familiären Zusammenlebens. Auch die kulturellen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen bestimmen das Erleben und Verhalten mit: In Europa steigt das Erstgeburtsalter seit 40 Jahren deutlich an. Mütter in Westdeutschland sind bei der ersten Geburt durchschnittlich 29,2 Jahre, in Ostdeutschland 27,4 Jahre alt, wobei das Alter der nicht-ehelichen Erstgeburten etwa zwei Jahre darunter, der ehelichen Geburten zwei Jahre darüber liegt. Als wichtigste Erklärungshypothese werden veränderte Ausbildungs- und Berufseinstiegswege für Frauen und

Männer herangezogen. Biologisch gilt Elternschaft in den frühen 20er-Jahren als optimal. Kulturell scheint es sich beim Herausschieben der ersten Schwangerschaft allerdings um eine erfolgreiche Anpassung an die gegebenen sozio-ökonomischen Gegebenheiten zu handeln: Sind die Mütter jünger als 25 und die Väter jünger als 29 Jahre, starten diese Familien im Durchschnitt mit „einer schlechteren Ressourcenausstattung, einem niedrigen Bildungsniveau, einer schlechteren Einbindung in den Arbeitsmarkt.“ Sie „sind seltener verheiratet und trennen sich häufiger vom Eltern teil ihres ältesten Kindes“ (CORNELISSEN et al. 2013). Die psychologischen Auswirkungen auf die Entwicklung der Beteiligten (Kinder, Mütter, Väter) sind allerdings noch wenig systematisch aufgearbeitet.

Psychologisch gesehen beginnt die Familienbildung nicht erst mit der Geburt, sondern mit der Schwangerschaft, weil ab diesem Zeitpunkt körperliche und psychische Prozesse einsetzen, die das familiäre Leben bereits vorbereiten. Wenn die Eltern ihre Rolle gefunden, Sicherheit in ihren Aufgaben erreicht und die Beziehung zum Kind und zueinander stabilisiert haben (etwa zwei Jahre nach der Geburt), gilt diese Phase der Familienbildung als abgeschlossen.

Auf der intrapsychischen Ebene lautet die wichtigste Entwicklungsaufgabe für beide Eltern – allerdings je nach kultureller und sozialstaatlicher Tradition für Väter und Mütter in unterschiedlichem Ausmaß –, ihre Ressourcen dem Kind zur Verfügung zu stellen und die Erfüllung vieler eigener Bedürfnisse, ob kurz- oder langfristig erfüllbar, zurückzustellen. Ob, wann und in welcher Weise externe Unterstützungen (Großeltern, öffentliche Kindertagesbetreuung) in Anspruch genommen werden (können), um diese Ressourcenbindung zu kompensieren, hängt wiederum sowohl von eigenen Bildern einer „guten Mutter“ bzw. eines „guten Vaters“, von der Qualität der Paarbeziehung und der Einbindung in ein größeres – familiäres und außerfamiliäres – Beziehungsnetz, den materiellen Ressourcen, den sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und den kulturellen Bildern in der jeweiligen Gesellschaft ab (vgl. BBAW 2012). Jüngere Forschungen machen deutlich, dass insbesondere der kulturelle Einfluss nicht unterschätzt werden sollte: So scheinen Mütter in Frankreich deutlich stärker ihre eigenen Bedürfnisse im Blick zu haben und entsprechend sehr selbstverständlich alle Hilfen in Anspruch zu nehmen, die ihnen die Geburt und das Leben mit dem Säugling möglichst erleichtern und flexibel gestalten. Sie gebären ihre Kinder überwiegend mit schmerzstillender Medikation, ernähren die Säuglinge mit der Flasche und nutzen alle Betreuungsmöglichkeit, um möglichst früh und vollzeit-beschäftigt in den Beruf zurückzukehren. Diese soziokulturellen Faktoren scheinen französische Eltern seit vielen Jahren die Entscheidung für ein Kind zu erleichtern, was sich in einer aktuellen Geburtenrate von 1,9 Kindern pro Mutter niederschlägt. In Deutschland gelten dagegen eine „Natürliche Geburt“ (die eine deutlich höhere emotionale Ausgangsbindung zwischen Mutter und Säugling zur Folge hat), das Stillen des Säuglings und mindestens ein, wenn möglich zwei bis drei Jahre starker (zeitlicher) Einschränkungen des beruflichen Engagements zugunsten der persönlichen Kinderbetreuung als erstrebenswert – und die Geburtenrate stagniert bei 1,3 (DIENEL 2003). Besonders bemerkenswert erscheint, dass

sich dieser kulturelle Trend in Deutschland wiederum in den neuen Bundesländern, in denen zu DDR-Zeiten die Vollzeit-Erwerbstätigkeit selbst mit mehreren Kindern üblich war, an die Wertvorstellungen und die Praxis in Westdeutschland angleicht (BAERWOLF & THELEN 2008).

Neben der neuen Rollenfindung in Partnerschaft, sozialem Umfeld und Beruf stellt der Beziehungsaufbau zum Neugeborenen die zweite entscheidende Entwicklungsaufgabe für junge Eltern dar. Entsprechend den zentralen Erkenntnissen der Bindungstheorie profitieren alle Beteiligten davon, wenn es gelingt, zunächst zwischen dem Säugling und der Mutter, später auch dem Vater eine „sichere Bindung“ aufzubauen (GROSSMANN & GROSSMANN 2014). Das Kind entwickelt im Unterschied zu einer „unsicher-vermeidenden“ oder „unsicher-ambivalenten“ Bindung im Laufe der ersten drei Lebensjahre eine interne Repräsentation der Verlässlichkeit zunächst der Mutter und danach weiterer Bezugspersonen. Gelingt eine sichere Bindung, baut schon der Säugling und später das Kleinkind auf diesen zuverlässigen emotionalen Schutz in Mangel- oder Bedrohungssituationen, später vor allem auch bei der Erkundung der Welt. Das Repräsentationsmuster der sicheren Bindung kann entstehen, wenn das Kind auf eine emotional aufmerksame, feinfühligke und anregende Mutter trifft. Feinfühligkeit als zentrale Kategorie wiederum benennt ein konkret beschreibbares elterliches Verhalten in der Interaktion mit dem Kind: Die Signale, mit denen das Kind seine Bedürfnisse anzeigt, werden angemessen gedeutet. Die Eltern und weitere (auch berufliche) Bezugspersonen sind in der Lage, auf diese Bedürfnisse zeitlich, inhaltlich und vor allem in der Kommunikation stimmig zu reagieren. Dazu benötigen sie selbst ausreichend innere und äußere Sicherheit und Gelassenheit sowie die notwendigen Ressourcen, sich vorübergehend ganz dem Kind zuzuwenden. Umgekehrt reagieren Säuglinge und Kleinkinder, die auf ein solches bindungssicherndes Verhalten treffen, überwiegend verlässlicher und tragen so ihrerseits zur Entspannung ihrer Bezugspersonen bei (PAPASTEFANOU & HOFER 2002, 179f.).

### **3. Familie im Übergang: Kinder auf dem Weg ins Erwachsenenalter und Eltern in der Mitte des Lebens**

Die Lebensphase der Familie mit Kindern im Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter hat sich in der spätmodernen Gesellschaft enorm verlängert. Während die biologische Pubertät immer früher beginnt und damit die hormonellen und in der Folge auch die körperlichen und hirnganischen Umstellungen einleitet, zieht sich die eigene Existenzgründung der erwachsenen Kinder aufgrund der langen Ausbildung sowie des häufig schwierigen Berufseinstieges in die Länge. So ergibt sich eine Zeitspanne von zehn bis zu zwanzig Jahren, in denen sowohl die heranwachsenden und später bereits erwachsenen Kinder wie auch die Eltern in der Mitte ihres Lebens viele Umbrüche zu bewältigen haben. Gleichzeitig müssen sich die Positionen und Prozesse in der Familie wandeln.

Die wichtigsten Lebensthemen für die Jugendlichen/jungen Erwachsenen in

dieser Lebensphase lauten: Entwicklung der Ich-Identität, Gewinn einer Position im Gefüge der Gleichaltrigen, emotionale und wirtschaftliche Ablösung von der Herkunftsfamilie, schließlich Berufs- und Partnerwahl. Die Eltern wiederum haben die Aufgaben, ihre Kinder loszulassen und gleichzeitig im notwendigen Maße zu stützen, die entstehenden Freiräume zu nützen für die Rückbesinnung auf die eigenen Lebensthemen und sich wieder vornehmlich der eigenen Partnerschaft zuzuwenden – mit offenem Ausgang. Zugleich machen sie, insbesondere wenn sie aufgrund später Elternschaft diese Phase erst im fortgeschrittenen fünften oder sechsten Lebensjahrzehnt erleben, erste Erfahrungen mit der Begrenztheit des Lebens – sei es in den Bereichen Beruf oder Gesundheit oder weil sie in ihrem sozialen Umfeld mit den ersten Todesfällen konfrontiert werden.

Gemeinsam müssen Eltern und Kinder auch den Charakter ihrer familiären Verbundenheit verändern: Im Vordergrund steht nicht mehr der ständige und selbstverständliche physische Kontakt. Vielmehr gilt es, aus dem Wissen um die familiäre Zugehörigkeit für alle Angehörigen angemessene Ausdrucksformen einer solchen „inneren Nähe bei äußerer Distanz“ (TARTLER 1961, 12) zu entwickeln. Beide Generationen sind damit beschäftigt, die Statusveränderung von einem klaren Autoritätsverhältnis näher zu einer eigenen Art von Symmetrie zu vollziehen. Das bedeutet, dass sie erwachsen, also mit wechselseitigem Respekt und Einfühlung miteinander umgehen und dennoch Eltern und Kinder bleiben.

Für die Eltern bedeutet dies vor allem, den Kindern wachsende Autonomie zuzugestehen und ihre Kontrollbedürfnisse zurückzunehmen (KLÖCKNER et al. 2004). Bereits für 9–14-jährige Kinder hängt das Erleben eines guten Familienklimas davon ab, dass es den Eltern, und insbesondere den Müttern, gelingt, den Autonomiespielraum für die heranwachsenden Kinder Schritt für Schritt zu erweitern und Kontrollwünsche durch Vertrauen zu ersetzen. Dieses Familienklima bewerten die heranwachsenden Kinder als äußerst wichtig für ihre Lebenszufriedenheit und damit für das Erleben einer sicheren Bindung in der durch radikale Veränderungen geprägten Pubertät (KONRAD 2013). Dabei sind Gewährung von Autonomie und Rücknahme von Kontrolle nicht mit Desinteresse zu verwechseln: Gerade das Zusammenspiel eines hohen Maßes an familiärer Wärme mit einer Rücknahme der elterlichen Kontrolle beeinflusst das Wohlbefinden der frühpubertären Kinder in der Familie. Eine Kommunikationsqualität, bei der Eltern auf die Ausübung von Dominanz verzichten, gewährleistet, dass der Kontakt zwischen Kindern und Eltern in dieser für die weitere Entwicklung so wichtigen Lebensphase erhalten bleibt. Somit zeigt sich auch noch im frühen Jugendalter die Bedeutsamkeit des mit „Feinfühligkeit“ umschriebenen elterlichen Interaktionsverhaltens: Eltern, die gut auf die Bedürfnisse ihrer Kinder eingehen und der Bindung trauen, vermitteln diesen Kindern damit die notwendige Sicherheit für das Ausprobieren ihrer Existenz.

Doch scheint dieser Spagat für Eltern in den mittleren Lebensjahren keine leichte Aufgabe: Vielfältig psychisch gefordert, einerseits einen einfühlsamen und zugleich sichernden Rückzug aus der Welt ihrer Kinder zu vollziehen und sich andererseits wieder um dringende eigene Lebensfragen sowie die Partnerschaft zu

kümmern, reduziert sich die Lebenszufriedenheit der Mütter und Väter, anscheinend sogar stärker als in der Phase mit kleinen Kindern. Es gibt aber viele Anzeichen, dass es sich, solange ein stabiles Fundament existiert, um eine vorübergehende Begleitscheinung der vielfältigen familiären Transformationsprozesse in diesem Lebensabschnitt handelt (STEGMANN & SCHMITT 2006). Gelingt die Aushandlung zwischen Eltern und ihren erwachsen werdenden Kindern in den Dimensionen Verbundenheit, Kommunikation, Autonomie und Kontrolle, so entwickelt sich ein Beziehungsmuster, das allen Beteiligten genügend Freiraum ermöglicht und zugleich Verlässlichkeit bietet, im Bedarfsfall materielle, vor allem aber emotionale Unterstützung zu geben und zu erfahren.

#### **4. Neupositionierung in der filialen Krise**

Die „Gesellschaft des langen Lebens“ bringt insbesondere in Europa, Asien und Nordamerika einen völlig neuen Familientypus mit vier oder sogar fünf gleichzeitig lebenden Generationen hervor. Zugleich schrumpfen und altern, bedingt durch den Geburtenrückgang in diesen Gesellschaften seit etwa 40 Jahren, sowohl die Familien als auch die Gesellschaften. Das bedeutet zum einen eine wachsende Wahrscheinlichkeit für die Alten, zum Lebensende aufgrund eines allmählichen Nachlassens ihrer Kräfte bis hin zu einer verlängerten Sterbephase auf länger dauernde Unterstützung angewiesen zu sein. Zum anderen sind Familienangehörige in neuer Weise mit der Sorge und Pflege gefordert. Partner, die die Hauptlast der Pflege tragen, sind häufig ebenfalls schon hinfällig, und für die oftmals einzige Tochter oder den einzigen Sohn konkurriert die familiäre Sorge für die alten Eltern mit anderen Lebensplänen und Verpflichtungen gegenüber der nächsten oder gar übernächsten Generation. Neben diesem demografischen Trend spielen zumindest in West- und zunehmend auch in Mittelost-Europa weitere makrosoziale Entwicklungen eine Rolle: Aufgrund der häufig beruflich bedingten Mobilität leben alt werdende Eltern und ihre Kinder häufig geografisch weit auseinander.

Wie die alt gewordenen Eltern und ihre ebenfalls nicht mehr jungen Partner bzw. (Schwieger)kinder die Synchronisierung von Bedürfnissen, wechselseitigen Erwartungen und Handlungsstilen schaffen, wird in der Familienpsychologie unter den Begriffen „filiale Krise“ bzw. „filiale Reife“ thematisiert. Dabei ist die Lage der „Cure- und Caregivers“, d. h. der geforderten (Schwieger)töchter und (Schwieger)söhne besser erforscht als das Erleben der hoch-alten Hilfeempfängerinnen oder der Beziehungsprozess zwischen beiden.

Bekannt ist, dass das höhere Erwachsenenalter mit dem drohenden oder bereits vollzogenen Eintritt elterlicher Pflegebedürftigkeit als Lebensphase „mit der negativsten emotionalen Wertigkeit“ empfunden wird (PERRIG-CHIELLO 2014, 2). Pflegenden (Schwieger)kinder erleben nicht nur den Konflikt zwischen den Ansprüchen der Eltern und ihren sonstigen Rollen und Bindungen. Sie sehen sich teilweise von Neuem in ungelöste familiäre Konflikte (etwa Geschwisterrivalitäten um die Gunst

der Eltern) verstrickt. Sie müssen ihre Vorstellung von der Kooperationsbereitschaft der alten Generation mit den Erwartungen und dem (nicht immer realen) Selbstbild der Eltern abstimmen. In der Folge können sie nicht einfach ihre Handlungsstrategien zur Versorgung der Eltern durchsetzen und müssen doch in letzter Konsequenz sowohl im körperlichen als auch im immateriellen Bereich manchmal massiv in die Welt ihrer Eltern – zum Teil gegen deren Willen – eingreifen. Dabei geht es oft auch um den Einsatz professioneller Dienste, die die Sorge und Pflege der Angehörigen zumindest unterstützen oder ersetzen können. Dies betrifft stationäre und ambulante Pflegedienste oder zunächst vielfältige haushaltsnahe Dienstleistungen, aber auch Unterstützung in der Regelung der persönlichen Angelegenheiten der Eltern. Neben der Verfügbarkeit und Bezahlbarkeit spielt hier die kulturelle und persönliche Akzeptanz fremd geleisteter Unterstützungsarrangements eine Rolle.

Es kommt in den generationenübergreifenden Pflegebeziehungen zu einer gewissen Rollenkehr, und dennoch bleiben die Töchter und Söhne Kinder ihrer Eltern mit den aus der Kindheit mitgebrachten Bildern dieser Beziehung. Erleichternd wirkt, wenn die Kinder im Laufe des Lebens eine gewisse „filiale Reife“ (BRUDER 1988) entwickelt haben, d. h. eine emotionale Klarheit, die es ihnen ermöglicht, mit den hilfebedürftigen oder am Ende gar hilflosen Eltern funktionsgerecht umzugehen und die möglichen biografischen Verwicklungen kontrollieren zu können. Dennoch bleibt die Spannung zwischen innerer und gesellschaftlich-normativer Hilfeverpflichtung einerseits und Autonomiebestreben sowie eigenen beruflichen und familiären Verpflichtungen andererseits bestehen. Die Ambivalenzen zwischen Verfügungsbereitschaft und Abgrenzung sowie zwischen der Pflicht zum Starksein in der Sorge und der Trauer um den Verlust der Eltern müssen ausgehalten werden (DIERIS 2006).

Die Seite der bedürftigen Eltern kommt, wie schon erwähnt, in der Forschung noch wenig vor. Für sie mischt sich die letzte Entwicklungsaufgabe, nämlich der Abschied vom Leben (ggf. vorher schon aufgrund einer demenziellen Erkrankung die Verarbeitung des Verlustes der allmählichen geistigen Kontrolle) mit der Notwendigkeit, Verfügung über das eigene Leben zunehmend abzugeben. Sie müssen sich anderen Menschen – und seien es die eigenen Kinder und oder auch professionelle Helfer – bedingungslos anvertrauen, mit deren Verhalten sie in einer solchen Situation der Schwäche noch keine eigene Erfahrung gemacht haben.

DIERIS (2006) entwirft auf der Basis einer qualitativen Studie mit pflegenden Töchtern und Söhnen ein Modell „filialer Neupositionierung“, das Kontinuität und Wandel im Verhältnis der alt werdenden Kinder und ihrer hochalten Eltern zu berücksichtigen versucht: Dabei ist zunächst einmal die Bedeutung der strukturellen und familiendynamischen Rahmenbedingungen zu beachten: Der körperliche und geistige Gesundheitszustand aller Beteiligten spielt ebenso eine Rolle wie die örtliche und zeitliche Verfügbarkeit, aber auch die lebenslang entwickelten Beziehungs- und Kümmermuster in der Familie. Zu differenzieren ist die Situation nach erforderlichen Interventionen in die elterliche Selbstbestimmung. Das beginnt mit – häufig erwünschten – einfachen Hilfestellungen und führt bis zur – häufig konfliktbelasteten



– Entscheidungsübernahme und kompletten körperlichen Pflege. Unter Berücksichtigung dieser Bedingungen ist zu fragen, ob die bestehenden äußeren Anforderungen und in den bestehenden Hilfearrangements zu bewältigen sind und es über eine längere Zeit bleiben können und ob es die lebenslang entwickelten Beziehungsmuster ermöglichen, das in diesem Fall am besten passende Pflegearrangement unter Einbeziehung möglicher interner (Geschwister etc.) oder externer Helfer zu entwickeln.

Es wird deutlich: Familiäre Pflege unterliegt mittlerweile ebenso der Aushandlung wie vorherige familiäre Entwicklungsaufgaben. Ob dieser Prozess gelingt, hängt ebenso von der Entwicklungsgeschichte der Familie ab wie von den Möglichkeiten aller Beteiligten, sich entsprechend den Anforderungen einer solchen Sorgesituation selbst weiter zu entwickeln. PERRIG-CHIELLO (2014) weist mit Bezug auf die Bindungsforscher GROSSMANN und GROSSMANN (2014) darauf hin, dass „sich frühkindliche Beziehungserfahrungen auf die Eltern-Kind-Beziehungen in späteren Lebensphasen auswirken.“ Sie vermutet, dass pflegende Kinder, die in früher Kindheit durch das Verhalten der Eltern sichere Bindungsrepräsentationen aufbauen konnten, später den „betagten Eltern gegenüber ein höheres Maß an Verpflichtung, Hilfsbereitschaft, emotionaler Unterstützung“ (4) entgegenbringen können. Allerdings liegt auch hier eine reziproke Erweiterung einer solchen einseitigen Bindungsmuster-Vorstellung nahe: Frauen und Männer, die in der frühen Phase des Familienlebens den kleinen Kindern gegenüber feinfühliges und kooperatives Verhalten realisieren und damit eine sichere Bindung aufbauen können, könnten auch im hohen Alter als Pflegebedürftige dazu beitragen, dass die Synchronisierung des Pflegeverhaltens unter Berücksichtigung der Bedürfnisse beider Beteiligten besser gelingt.

Wo wiederum Rollen, Erwartungen, Kompetenzen nicht festgeschrieben, sondern erst zu entwickeln sind, spielt Beratung eine wachsende Rolle. Aus den ersten Zwischenberichten zur Evaluation der in Deutschland mittlerweile gesetzlich verankerten Pflegeberatung in Pflegestützpunkten wird deutlich, dass nicht allein organisatorische, finanzielle und pflegetechnische Probleme, sondern in wachsendem Maße auch Fragen zum Verhältnis zwischen Pflegebedürftigen und ihren pflegenden Angehörigen im Zentrum des Beratungsgeschehens stehen.

## 5. Schluss

Eine gute Entwicklung der Familie und in der Familie baut immer weniger auf tradierte kulturelle Muster. Die vielen Veränderungen in den Lebensformen und Lebensbedingungen verlangen von allen Mitgliedern die Bereitschaft, achtsam und feinfühlig miteinander umzugehen, sich gegenseitig die notwendigen Freiräume zuzugestehen und zugleich tragfähige Formen des Zusammenhalts weiterzuführen. Menschen wollen weiterhin in Familien leben und Familien gründen. Sie brauchen Ermutigung, sich aufeinander einzulassen und Unterstützung, um die notwendigen Ressourcen für die gegenseitige Zuwendung aufbringen zu können.

## Referenzen

- AINSWORTH, M., M.C. BLEHAR, E. WATERS & S. WALL (1978) *Patterns of Attachment: A Psychological Study of the Strange Situation* (Hillsdale & New York: Erlbaum).
- BAERWOLF, A. & T. THELEN, (2008) ‘“Verwestdeutschlandisierung” von Familiengründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland’ in K.-S. REHBERG, Hrsg., *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006* (Frankfurt a. M.: Campus) 5609–19.
- BALTES, P.B. (1990) ‘Entwicklungspsychologie der Lebensspanne’, *Psychologische Rundschau* 41, 1–24.
- BBAW Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2012) *Zukunft mit Kindern – Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, heruntergeladen am 30. April 2015 von [www.zukunft-mit-kindern.eu/sites/default/files/file\\_upload/BBAW\\_Broschure\\_Zukunft-mit-Kindern\\_PDF\\_1a.pdf](http://www.zukunft-mit-kindern.eu/sites/default/files/file_upload/BBAW_Broschure_Zukunft-mit-Kindern_PDF_1a.pdf).
- BRUDER, J. (1988) ‘Filiale Reife: Ein wichtiges Konzept für die familiäre Versorgung kranker, insbesondere dementer alter Menschen’, *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie* 1, 95–101.
- CORNELISSEN, W., C. ZERLE-ELSÄSSER & W. BIEN (2013) ‘Das Timing der Familiengründung und dessen Folgen für Familien’, *Zeitschrift ‘beziehungsweise’* 19:4 (April) 1–4.
- DIENEL, Ch. (2003) ‘Die Mutter und ihr erstes Kind – individuelle und staatliche Arrangements im europäischen Vergleich’, *Zeitschrift für Familienforschung* 15, 120–45.
- DIERIS, B. (2006). ‘“Och Mutter, was ist aus dir geworden?!” Eine Grounded-Theory-Studie über die Neupositionierung in der Beziehung zwischen alternden Eltern und ihren erwachsenen, sich kümmernden Kindern [52 Absätze]’, *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 7:3 (Mai) Art. 25, heruntergeladen am 30. April 2015 von <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0603253>.
- GROSSMANN, K. & K. GROSSMANN (2006) ‘Das eingeschränkte Leben: Folgen mangelnder und traumatischer Bindungserfahrungen’, © Deutsches Institut für Jugend und Gesellschaft, heruntergeladen 30 April 2015 von [www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/mangelnde-bindung-erfahrung/](http://www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/mangelnde-bindung-erfahrung/).
- GROSSMANN, K. & K. GROSSMANN (2014) *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit* (6. Aufl.; Stuttgart: Klett-Cotta).
- HAVIGHURST, R.J. (1972) *Developmental tasks and education* (New York: McKay).
- HOFER, M. (2002) ‘Familienbeziehungen in der Entwicklung’ in M. HOFER, E. WILD & P. NOACK, *Lehrbuch Familienbeziehungen: Eltern und Kinder in der Entwicklung* (Göttingen: Hogrefe) 4–49.
- KEUPP, H. (1999) ‘Subjekt sein heute. Zwischen postmoderner Diffusion und der Suche nach neuen Fundamenten’, *Wege zum Menschen* 51:3 (Mai/Juni) 136–52.
- KLÖCKNER, Ch.A., A. BEISENKAMP & S. HALLMANN (2004) ‘Familie aus der Perspektive von Kindern zwischen 9 und 14 Jahren’, *Zeitschrift für Familienforschung* 15, 130–43.
- KONRAD, K., Ch. FINK & P. UHLHAAS (2013) ‘Brain Development during Adolescence: Neuroscientific Insights into this Developmental Period’, *Deutsches Ärzteblatt International* 110: 425–31.
- PAPASTEFANOU, C. & M. HOFER (2002) ‘Familienbildung und elterliche Kompetenzen’ in M. HOFER, E. WILD & P. NOACK, *Lehrbuch Familienbeziehungen: Eltern und Kinder in der Entwicklung* (Göttingen: Hogrefe) 168–91.
- PERRIG-CHIELLO, P. (2014) ‘Wenn Kinder groß und Eltern alt werden. Familiäre Veränderungen

- gen im mittleren Lebensalter', © Staatsinstitut für Frühpädagogik, heruntergeladen am 4. Mai 2015 von [www.familienhandbuch.de/elternschaft/wie-sich-familien-entwickeln-der-familienzyklus/wenn-kinder-gross-und-eltern-alt-werden-familiale-veraenderungen-im-mittleren-lebensalter](http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/wie-sich-familien-entwickeln-der-familienzyklus/wenn-kinder-gross-und-eltern-alt-werden-familiale-veraenderungen-im-mittleren-lebensalter).
- RIEGEL, K.F. (1981). *Psychologie – mon amour: Ein Gegentext* (München etc.: Urban & Schwarzenberg).
- STEGMANN A.-K. & M. SCHMIDT (2006) 'Veränderungen in langjährigen Partnerschaften des mittleren Erwachsenenalters', *Zeitschrift für Familienforschung* 18, 46–65.
- TARTLER, R. (1961) *Das Alter in der modernen Gesellschaft* (Stuttgart: Enke).
- WILLI, J. (2007) *Wendepunkte im Lebenslauf: Persönliche Entwicklung unter veränderten Umständen – die ökologische Sicht der Psychotherapie* (Stuttgart: Klett-Cotta).
- WITTRAHM, A. (2001) *Seelsorge, Pastoralpsychologie und Postmoderne: Eine pastoralpsychologische Grundlegung lebensfördernder Begegnungen angesichts radikaler postmoderner Pluralität* (Stuttgart: Kohlhammer).